



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., B.: Eine neue Ausgabe von Jeremias Gotthelf.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des reisenden Publikums eingehend zu erörtern? Wenn aber dies billigerweise von Herrn v. Biedermann nicht zu verlangen ist und gleichwohl das Publikum ein Recht darauf hat, daß seine begründeten Beschwerden nicht kurzer Hand abgewiesen, sondern nach Gebühr berücksichtigt werden, was soll dann geschehen? Wir meinen, dieses Dilemma löst sich am einfachsten dadurch, daß das Finanzministerium, als die Herrn v. Biedermann vorgesezte Behörde für ihn ein gutes Wort bei dem Cultusministerium einlegt und dieses letztere ihn recht bald in eine Professur der vergleichenden Literaturgeschichte an der Universität Leipzig beruft, der ein Mann von seinen Kenntnissen nur zur Zierde gereichen wird. Damit erhält er die erwünschte Muße zum Ordnen und Gestalten seines reichen Stoffes und kann endlich die gelehrte Welt mit dem Werke beschenken, das ihm schon seit Jahren als eine lockende Aufgabe vorschwebt. Seine Stelle wäre dann mit einem weniger gelehrten und vielseitigen Nachfolger zu besetzen, der eben vermöge seines beschränkteren geistigen Horizontes mehr Zeit und Neigung hätte, sich mit so unerquicklichen und prosaischen Dingen, wie Beschwerden des Publikums sind, zu befassen. Daß ein Eisenbahndirector literargeschichtliche Untersuchungen anstellt und etwa 200 fremde Sprachen versteht, ist nicht nöthig, daß er aber die wohlbegründeten Beschwerden gebildeter Reisender genau untersucht und ihnen gegenüber die Sprache zu reden versteht, die man sonst von Behörden des 19. Jahrhunderts zu hören pflegt, das ist allerdings nöthig.

Max Krenkel.

Eine neue Ausgabe von Jeremias Gotthelf.

Die Grenzboten haben schon mehrfach eine Lanze eingelegt für den sein Volk so treu wiederpiegelnden und doch im Volk noch nicht genug gekannten und gewürdigten Dichter des Schweizer Dorfes, Jeremias Gotthelf.

Eine Lanze eingelegt — denn von namhaften Kritikern ist's dem guten Landprediger schon gar oft herzlich schlecht ergangen, hat doch ihre ästhetische Entrüstung sogar schon im Namen der beleidigten Geruchsnerven Protest eingelegt gegen die Atmosphäre der Gotthelf'schen Schriften.

z. B. in dem nur erwähnten Buche die Präposition „wegen“ mit dem Dativ verbindet („wegen Irthümern“, Th. 1 S. 50), einen jungen Mann „nach sorgfältig genossener häuslicher Erziehung“ auf die Hochschule gehen läßt (Th. 1 S. 185) und folgende ganz der „Dresdner Nachrichten“ würdige Participialconstruction leistet: „Nur bei läufig bemerkend, daß unter dem bestellten Papier sogenanntes Untersagpapier, zum Aufziehen von Kupferstichen verstanden war, sind dagegen die thätigen Söhne Weigel's näher zu beachten.“ (Th. 2 S. 170.)

Auch seine Verehrer (und wir bekennen uns hiemit öffentlich zu diesen) können den derben, oft verletzenden Realismus aus Gotthelf's Werken nicht hinweg läugnen, aber wenn seine Erzählungen uns Verhältnisse und Menschen vorführen, die in ihrer rohen Natürlichkeit namentlich das verfeinerte Gefühl des Städters beleidigen, so liegt dies an dem Volk, das er schildert und nicht an dem Dichter.

Die Nachkommen jener Bauern, die bei Morgarten Felsblöcke herabwälzten auf den anziehenden Feind, fassen auch heute noch weder das Leben, noch ihre Gegner mit Glacé-Handschuhen an, oder, um die engere Heimath der Gotthelf'schen Gestalten nicht zu verlassen, die Söhne jener Männer und Frauen, die zu Ende des letzten Jahrhunderts mit Sensen, Dreschlegeln, Heugabeln bewaffnet, sich der „großen Nation“ entgegen werfen und im verzweifelten Einzelkampf den Aposteln der Civilisation unterliegen, sind auch heute noch durchaus unschuldig an Europas übertünchter Höflichkeit.

Mit Entschiedenheit aber müssen wir den Vorwurf zurückweisen, daß Gotthelf mit Vorliebe nur die Ausschreitungen dieses Volksgeistes schildert. Gerade durch Gotthelf mag der Deutsche den festen, gesunden Kern erfassen lernen, den die rauhe Hülle birgt, und der allerdings auf der vielgetretenen Heerstraße des alljährlichen Fremdenzuges in Hôtels, Pensionen, bei Fremdenführern und Spekulanten nicht oder sehr selten zu finden ist.

Die innere Tüchtigkeit des Schweizer Landvolks, seinen urgesunden Humor, sein treues Zusammenhalten und Sichgegenseitigausihelfen weiß gerade Gotthelf zu schildern wie kein Andern und in der durchaus urwüchsiggen Umgebung weiß doch auch Gotthelf liebliche und sinnige Gestalten erstehen zu lassen, die fast fremdartig aus dem rauhen Rahmen sich abheben (Erdbeer-Mareill, Anneli in der Käseerei auf der Betsfreude u. s. w.), oder die durch ihre Fülle von schlichter Liebeskraft ihren ganzen Kreis erwärmen und emporheben zu ihrer unbewußten Größe.

Solch eine Gestalt ist Käthi, die Großmutter, die arme, alte Frau die um $7\frac{1}{2}$ Thaler halbjährliche Zinsen sich Monate hindurch abquält, und die verzweifelt dem Winter entgegenblickt, da die Kartoffeln mißrathen.

Diese Käthi ist nicht nur die Inassin ihres Heimathsdorfes. In ihrem aufopfernden, mütterlichen Wirken, in ihrer so durchaus unpädagogischen und in ihrer Lebenswahrheit so rührend geschilderten Erziehung oder vielmehr Verziehung ihres Enkels ist sie das prächtigste Urbild aller prächtigen Großmütter, „so weit die deutsche Zunge klingt“.

Die Verlagshandlung von Julius Springer bietet diese einzelne Erzählung in neuer, wohlfeiler Ausgabe, so recht als ein Volksbuch dem Volke. Und zwar sind im Auftrag des Unternehmers all die eingestreuten, politischen Abhandlungen, die nur der Zeit galten, in der die Erzählung geschrieben

wurde, und die jetzt dem größeren Publikum fremd und beinahe unverständlich geworden, von berufener Hand, dem Volkschriftsteller Ferdinand Schmidt, in pietätvoller Weise ausgeschieden worden.

Es ist damit ein Haupthinderniß der allgemeinen Verbreitung Gotthelfscher Werke aus dem Wege geräumt, und ein kurzes, einführendes Wort verspricht, daß diesem ersten Band bald weitere Erzählungen folgen sollen, die in gleicher Weise für das Verständniß der Jetztzeit bearbeitet werden.

Jeder Freund einer kräftigen und gesunden, geistigen Nahrung kann dem Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen. B. B.

Tom deutschen Reichstag.

Berlin, den 13. Dezember 1874.

Es sind zunächst die Vorgänge seit dem 27. November nachzuholen, an welchem die erste Lesung der Justizgesetze schloß.

Wir brauchen die Sitzung vom 28. November nur flüchtig zu erwähnen. Sie beschäftigte sich mit der ersten und zweiten Lesung des Vertrags zur Gründung eines allgemeinen Postvereins, mit einer Interpellation von Schulze-Delitzsch, betreffend die Gesetzgebung über die Arbeiterklassen, mit der ersten Lesung eines Gesetzes über die Ausdehnung des Reichsgesetzes betreffs Quartierleistung, mit der ersten Berathung des Haushaltes der unmittelbaren Reichslande. Die erste Berathung des letzteren Gegenstandes erstreckte sich in die Sitzung vom 30. November hinein, wo sie dem Reichskanzler Anlaß gab, auf die erheuchelten Beschwerden der klerikalen Abgeordneten aus den Reichslanden Einiges zu erwidern. Der Kern der Erwiderung lag, wie es nicht anders sein konnte, in der Wiederholung einer bereits in der vergangenen Reichstagsession an die Vertreter der Reichslande gerichteten Erklärung. Die frühere Erklärung lautete: „Wir haben Sie nicht erobert, um Sie glücklich zu machen.“ Wie wirkungsvoll der Kanzler wiederum sprach, sich selbst übertreffen konnte er nicht, obwohl man diese Rede zuweilen anwendet, wenn Jemand seine Sache erst so gut macht, wie er kann. — Das Haushaltsgesetz für die unmittelbaren Reichslande wurde einer Commission überwiesen, und der letzte Theil der Sitzung dem Abschluß technischer Vorlagen gewidmet.

Am ersten Dezember gelangte der Gesetzentwurf, betreffend die Aufnahme einer Anleihe für Zwecke der Marine und der Telegraphenverwaltung zur ersten Berathung. Diese Vorlage wird an die Budgetcommission überwiesen,